

Kenneth Anders

Latte Macchiato im Busch

Kolumnen über Land und Stadt

Aufland Verlag Croustillier

Kenneth Anders wurde 1969 in Naumburg/Saale geboren und wuchs bei Tharandt sowie in Eberswalde auf. Er studierte Kulturwissenschaften, Soziologie und Philosophie in Leipzig und Berlin, verfasste bis 1999 eine Dissertationsschrift im Fach Kulturgeschichte und arbeitete als freier Journalist. 2004 gründete er mit Lars Fischer das Büro für Landschaftskommunikation. Kenneth Anders ist außerdem als Autor und Sprecher tätig.

Alle Rechte vorbehalten.
Erste Auflage: 2012
Zweite Auflage: 2014
Aufland Verlag GbR,
Croustillier 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de
Printed in Germany
ISBN 978-3-9814-390-1-4

Inhalt

Vorwort	9
Hobbits beim Aufräumen Vom Siedeln auf dem Land nach einer seltsamen Zeit	11
Die Schuld vom Lande In Umweltfragen wollen viele gern gute Menschen sein. Ohne einen Dialog mit den Produzenten bringt das aber nicht viel. Jedenfalls nicht für die ländlichen Räume	16
Der Neue Fritz Über politische Traditionen in der Mark Brandenburg	21
Von wegen „Oh Täler weit oh Höhen“! Über Deutschland und das Europäische Landschaftsübereinkommen	26
Alles an die Front! Über unser Leben mit dem Wasser	31
Latte Macchiato im Busch Über Liebesbeziehungen zur Landschaft	38

Wir haben nur Tassen! Aber wir haben sie nicht im Schrank!

Über Lebensstandard auf dem Land 44

**Lesen Sie „Tiere Essen“!
Und halten Sie Schafe!**

Was die industrielle Massentierhaltung mit dem ländlichen Raum zu tun hat 50

Eher fließt die Oder in die Berge zurück!

Zu „SPD startet Leitbild-Debatte“
MOZ vom 15.02. 2011 57

Was ist dein Tagwerk?

Am Abgrund der modernen Arbeitswelt 61

Ein Stammtisch aus Elfenbein

Es gibt erstaunlich viele Gelehrte, die nichts von den Landschaften verstehen, über die sie ein Urteil parat haben 67

Es darf keine Rolle spielen

Auf eine Zigarette an einer Autobahn aus Angst 76

Aufklärung über die Landlust

Die Idyllen vom Landleben sind schlimm, aber noch schlimmer ist ihr Abgesang 84

Zu Besuch beim Kirchenfürst

Auch die Kirche hat leider das Einmaleins der Unternehmensberatung gelernt 88

Meinst du, man kann da leben?

Über das verlorene Bürgertum der Provinz 96

Man kann nicht alles haben

Das Oderbruch kann an Traditionen und ländlicher Kultur nicht mit der schwäbischen Alb oder dem Erzgebirge mithalten.
Das hat nicht nur Nachteile 100

Bodenwert

Über Grund und Boden 107

Déjà-vu

Manches in der heutigen Bundesrepublik erinnert an die letzten Jahre der DDR 115

Es bleibt nicht so

Eine Beschreibung des Oderbruchs 120

Vorwort zur „zweiten“ Auflage

Die folgenden Texte sind in den Jahren 2010 und 2011 als Kolumnen für die Online-Plattform www.oderbruchpavillon.de entstanden. Kolumnen zu schreiben, das war damals für mich eine neue und aufregende Form, sich in die Diskurse über Regionalentwicklung einzumischen und die eigene Argumentation zu schärfen. Das Schreiben nahm Fahrt auf, ich hätte Tag und Nacht Kolumnen verfassen können. Schließlich entschieden wir uns, eine Zusammenstellung der ersten Texte in unserem gerade erst gegründeten Aufland Verlag zu veröffentlichen.

Die Kolumnen zielen auf Kommunikation, sie sind aus Gesprächen hervorgegangen und haben wiederum zu Gesprächen geführt. Es ist folgerichtig, dass sich meine Sichtweise inzwischen verändert hat. Manches würde ich so nicht mehr sagen, ich würde es differenzierter beschreiben, an einigen Stellen aber auch entschiedener. Außerdem ist das Leben natürlich weitergegangen, es gibt einen Aktualitätsverlust. Hier und da gefällt mir der Stil nicht mehr, dann ist es zu weitschweifig oder zu ungenau. Die Kolumnenform ist mir manchmal auch zu eng geworden. Im jüngsten Buch *Viel Glück auf dem Acker* finden sich deshalb mehrere zusammenhängende Texte, so dass es, zumindest für mich, einen besseren Erkenntnisfortschritt gibt.

Als nun die in mehreren Kleinauflagen gedruckten Exemplare von *Latte Macchiato im Busch* wieder einmal zur Neige

gingen, dachte ich daran, das Buch einfach auslaufen zu lassen. Es gibt ja aktuelleren Ersatz. Aber viele Leser wollen doch immer wieder diese erste Zusammenstellung kennenlernen. Ich weiß nicht, ob es an dem Titel liegt, der wohl etwas Einladendes hat. Jedenfalls habe ich mir die Texte daraufhin noch einmal angesehen und entschieden, das Buch wieder aufzulegen. Manches ist, vielleicht wegen der Lust des damaligen Beginnens, doch auf den Punkt gebracht. Jetzt darin herumzustreichen, schien mir auch nicht sinnvoll. Also lassen wir es, wie es ist.

Die „Aufland Textbücher“ sind seither zu einer kleinen ansehnlichen Reihe geworden. Ich bin über jeden Titel froh, den wir hier gemacht haben. Die Bücher haben alle etwas miteinander zu tun, sie verweisen indirekt aufeinander und laden zur Verknüpfung ein. Ich bin froh, dass meine Texte in dieser Gesellschaft sind. Dank an alle Autoren, danke Lars, Claudia, Papa, Bernd und danke allen Botschaftern, die die Bücher in die Welt tragen.

Kenneth Anders, Mai 2014

Hobbits beim Aufräumen

Vom Siedeln auf dem Land nach einer seltsamen Zeit

Der Hof, den ich in den neunziger Jahren im Oderbruch bezog, war eine Neubauernstelle. Er war zubetoniert. Das Haus hatte klaffende Risse im Gemäuer, nicht wegen seiner schwachen Bausubstanz, sondern wegen falscher Eingriffe: Am Giebel hatten die letzten Bewohner wichtige Stützen entfernt, weil sie gestört hatten, daraufhin brach die Dachlast den Giebel auseinander. In den Stallbereich hatten sie ein riesiges Loch für ein Garagentor gerissen, weil unbedingt das Auto unters Hausdach sollte, dadurch fiel das Gebäude an dieser Seite einfach auseinander. Für das Vieh hatte man stattdessen eine endlose Reihe windschiefer Schuppen aneinander gelehnt, die mit Wellasbest gedeckt waren. In einem davon war zeitweilig ein Getränkestützpunkt betrieben worden, hier konnten die Leute aus dem Dorf, wenn sie von der Schicht im Schweinestall kamen, ein Feierabendbier trinken. Die Gardine flatterte noch im Wind. Der Garten war ein Rätsel. Aus der Erde tauchten immer wieder Schnapsflaschen, Fischbüchsen, Plastik- und Eienteile auf. Beim Abriss eines Anbaues zeigte sich unter der Bodenplatte eine Hausmüllgrube: Asche, alte Damenstrumpfhosen und immer wieder Scherben.

Tobias hat ein Haus in der Nähe gekauft, bei ihm ist es ähnlich. Wo er geht und steht, hebt er Müll auf, es ist alles voll.

Was haben die hier gemacht, fragte er neulich. Es ist schwer zu verstehen.

Wieder ein anderer Hof: keine Müllhalde, aber er gibt auch Rätsel auf. Zwei Schuppen stehen unmotiviert im Garten herum, die Reste der alten Nebengebäude sind eine Brache aus Schutt und Brennesseln. Die Risse im Gemäuer gehen auf Granateneinschläge der letzten Kriegstage im Dachgebälk zurück, die ganzen Jahrzehnte über war an eine Reparatur wohl nicht zu denken gewesen. Beim Umgraben des Kartoffelbeetes taucht ein volles Maschinengewehrmagazin auf. In die Hauswand sind Initialen geritzt, hier und da auch kyrillische. Das Haus war nach dem Hochwasser von 1947 nur zum Teil wieder bewohnbar gemacht worden, ein Zimmer diente als Lager oder Werkstatt. Es gibt kein Bad, keine Toilette, nicht mal ein Klohäuschen, das Geschäft wurde immer gleich im Garten weggetan. Reste einer alten Windmühle, Weinballons mit Agrarchemikalien, eine Flasche mit Quecksilber, Blech, verrostete Eisenträger. Überall liegen Ziegelsteine aus allen Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts, nicht sortiert und gestapelt, sondern in Haufen mit Erde, bewohnt von Ameisenvölkern, übersät von Schneckenhäusern. Gepflanzt hatten die alten Hausbesitzer ein paar Douglasien und Blaufichten, aber keine Laubgehölze, und keine Hecken, obwohl es auf dem Grundstück sehr zugig ist. Im Stall ist es so, als hätten gestern noch Schwein und Kuh darin gestanden, dabei sind die Tiere schon seit Jahrzehnten verschwunden.

Aus diesen Eindrücken kann man kein allgemeines Urteil ableiten, schon gar kein moralisches. Natürlich haben viele

Menschen auf dem Land in den Jahrzehnten der DDR ihre Höfe und Häuser auch anders bewirtschaftet. Das beschriebene Neubauernhaus galt einmal als der schönste Hof im Ort, mit guten Obstbäumen, vorbildlich angelegten Hecken und vielen Blumenstauden. Dann wurde der Mann krank und die Familie musste den Hof aufgeben, der nun an Landarbeiter der LPG vermietet wurde.

Manche Höfe haben den Stolz ihrer Vorkriegszeit bewahrt. Es gab herrliche Gärten und es gab hin und wieder die Sturheit der Tradition: Ehe ich keine neuen Biberschwänze bekomme, lass ich die alten drauf, vorher wird das Dach nicht neu gedeckt! Also findet man es mit uralten Dachpfannen vor, immer noch halbwegs dicht und der Dachstuhl wunderbar in Ordnung.

Trotzdem muss man sagen: An vielen Stellen des Landes hatte die DDR einen bleiernen Stillstand bewirkt. Es schien sich nicht zu lohnen, die Dinge schön zu machen, es war die Sache nicht wert. Das Provisorische herrschte beinahe überall: Anbauten, die nie fertig verputzt wurden, olle Baracken, Vorgärten mit Essigbäumen. Und nicht überall wurde gewohnt, mancherorts wurde gehaust.

Wer sich heute solcher Grundstücke annimmt, um auf ihnen zu leben, braucht andere Aussichten als die Menschen damals. Man muss glauben können, dass es sich lohnt, wieder von vorn anzufangen, den Müll aus der Erde zu holen, sich immer wieder zu bücken und ihn einfach aufzuheben, die Häuser wieder zu reparieren, Hecken zu pflanzen und den Gartenraum wieder neu zu ordnen. Man muss abreißen und stehenlassen,

Entscheidungen treffen, Stück für Stück alles durchsehen und probieren, ob sich das Alte und das Neue zusammensetzen lässt. Es dauert Jahre, bis man sich so ein Haus angeeignet hat, bis man sich restlos in ihm wohl, geborgen und zu Hause fühlt. Der Geruch, das Licht und der Staub verändern sich im Laufe der Zeit. Im Garten dauert es noch länger. Sieben Jahre musst du warten, dann singt die Nachtigall im Garten, sagt Sophie. Sie hat Recht – und sieben Jahre sind das Mindeste.

Schneller ginge es, den Radlader auf dem Grundstück einzusetzen und den Boden einfach auszutauschen. Schneller ginge es, gleich größere Gehölze mit einer Anwachsdüngung zu pflanzen. Schneller ginge es, das alte Haus einfach abzureißen und ein neues zu bauen.

Aber auf diese Weise lernt man die Landschaft nicht kennen und man kann seine Umgebung auch nicht wieder ins Lot bringen. Man muss sich die Zeit nehmen und mit dem arbeiten, was man vorfindet. Alles andere ist Tabula rasa: Nach einem Jahr ist alles schick, aber man versteht nichts und man gewinnt nichts zurück.

Als die Hobbits nach dem großen Krieg in Mitteleuropa in das Auenland zurückkehrten, war es düster geworden. Anstelle der gemütlichen Erdbauten beherrschten Kasernengebäude das Bild, die Gärten waren verwildert, die Böden devastiert. Um hier wieder leben zu können, mussten die Hobbits von vorn anfangen. Ein Fläschchen gesegneter Erde von den Elben half ihnen dabei. Sie verteilten es in den Gärten und die Wunden verheilten.

Ganz gleich ob als Einheimischer, Rückkehrer oder Neu-

besiedler: Elbenerde hat im Oderbruch keiner in petto. Aber wie die Hobbits müssen auch wir uns die Landschaft neu aneignen, indem wir die Fischbüchsen vom Boden aufheben und die Glasscherben auflösen. Dafür brauchen wir Geduld und die Zuversicht, dass es gut werden kann.

Die neu gepflanzte Walnuss könnte im Hochwasser ersticken bevor sie Schatten wirft, aber wir setzen darauf, dass es ausbleibt.

Die Aneignung der Landschaft könnte an ihrer zunehmenden Industrialisierung scheitern, aber wir glauben, dass andere Prozesse in ihr die Überhand gewinnen.

Uns könnte nicht genug Lebenszeit beschieden sein, um eines Tages die Nachtigall im Garten singen zu hören, aber wir hoffen, dass wir es doch noch erleben können.

Wir spielen auf Zeit. Es dauert alles. Hobbits brauchen Zeit und Hoffnung, sonst können sie nicht arbeiten.

Die Schuld vom Lande

In Umweltfragen wollen viele gern gute Menschen sein. Ohne einen Dialog mit den Produzenten bringt das aber nicht viel. Jedenfalls nicht für die ländlichen Räume

Also gut, was soll ich machen? Nur ökologische Produkte kaufen?

Ich zögere. Ja, Ökoprodukte sind gut. Aber im Oderbruch geht es nicht so sehr darum, ob die Landwirte ökologisch produzieren oder nicht. Ihre Rolle in der Landschaft lässt sich damit nicht beschreiben. Die Bauern in meinem Nachbardorf haben einen ganz normalen Marktfruchtbetrieb, sie liefern an Müller und hängen wie tausende andere im Industriepreisdilemma fest. Sie werden keine Renaissance des ländlichen Raums bewirken, aber sie arbeiten redlich, sie sind für alle Anliegen im Dorf zu haben, sie beschäftigen so viele Menschen, wie es irgend geht. Ich vertraue ihnen.

Aber gegen Gen-Mais bist du doch wohl?

Ja, ich bin sogar sehr gegen Gen-Mais. Aber auf dem Land gibt einem das weniger Orientierung, als man denken möchte. Z.B. ist einer der Gen-Mais-Pioniere hier im Oderbruch durchaus ein kluger Landwirt. Er übernimmt Verantwortung und agiert als Betriebsleiter besonnen. Ein anderer Betrieb dagegen, ein paar Kilometer weiter, spielt keine so gute Rolle.

Der baut zwar keinen Gen-Mais an, aber er hat einen schlechten Arbeitskräfteschlüssel für seine großen Ländereien, miserable Fruchtfolgen und überhaupt keine zivilgesellschaftliche Einbindung. Die Fronten zwischen gut und schlecht verlaufen hier nicht so übersichtlich.

Und zertifiziertes Holz ist doch wohl das Richtige! FSC, oder wie das heißt!

Jaja, das ist sicher nicht falsch. Doch viele der interessanten Waldbesitzer, die ich in Deutschland kenne, leisten sich gar keine Zertifizierungen. Für einen ökologischen Unbedenklichkeitsnachweis sind sie zu klein. Er ist mit Kosten verbunden, und er würde ihnen auch nichts bringen, denn sie liefern an die übrig gebliebenen mittleren oder kleinen Sägewerke. Die sind in Wertschöpfungsketten gebunden, in denen sich kein Mensch für Zertifikate interessiert. Hier wissen die Partner voneinander und sie pfeifen auf irgendein Prüfsiegel.

Wir achten jedenfalls immer auf Fisch aus nachhaltiger Fischerei!

Oh, sehr gut. Aber ich muss an einen Kutterfischer auf Rügen denken. Der spricht keine Lobbysprache, er zeigt nicht nur auf andere. Stattdessen beschreibt er das eigene Versagen der Kutterfischer bei der Satzfisherei und beim Aufbau selbständiger Vermarktungsperspektiven. Trotzdem wird er wohl nicht mehr lange machen. Quoten und Rote Listen, für die Industriefischerei unverzichtbare Auflagen zur Nachhaltigkeit, sind für ihn eindeutig eine Existenzbedrohung. Dabei wissen alle, dass dieser Fischer ebenso wenig Schaden in den Meeren anrichtet wie sein Vater oder sein Großvater.